

Der Zoologische Garten.

Zeitschrift

für

Beobachtung, Pflege und Zucht der Thiere.

Gemeinsames Organ

für

Deutschland und angrenzende Gebiete.

Herausgegeben von

Dr. F. C. Noll,

Lehrer an der höheren Bürgerschule, Lector für Zoologie am Senckenbergischen Museum
in Frankfurt a. M.



VII. Jahrgang.

Mit 6 lithographirten Tafeln und 6 Holzschnitten.

Frankfurt a. M.

Verlag der Zoologischen Gesellschaft.

1866.

Die Grausamkeit dieser Insekten liegt ausser allem Zweifel, da sie sich gegenseitig benagen und nicht selten verschlingen und das Weibchen oft schon während der Paarung damit beschäftigt ist, das Männchen anzufressen.

Die Weibchen scheinen also auch in dieser Familie die Oberhand zu haben.
Dr. A. Hellmann.

Miscellen.

Zur Schnabelmissbildung bei Papageien. Ein Halsbandsittich (*Palaeornis torquatus*), der sich in hiesiger Stadt im Privatbesitze befindet, wurde mir mit dem Ansuchen überbracht, dem Vogel den abnorm verlängerten Unterschnabel abzutragen. Die rechte Hälfte des vorderen Randes des Unterschnabels fand sich in Gestalt eines schmalen, langen Streifens der Hornmasse weit über den Oberschnabel hinausgewachsen. Ihre Höhe über den normalen Theil des Schnabelrandes betrug 25 Millimeter, ihre Breite an der Basis 6, an dem freien Ende 5 Millimeter, bei einer Stärke von 1—2 Millimeter. Die Veranlassung zu diesem abnormen Wachstum des Schnabels lag unzweifelhaft darin, dass der Unterschnabel nicht gerade auf den Oberschnabel passte, sondern etwas seitlich gerichtet war, so dass der betreffende Theil des Unterschnabels nicht abgenätzt wurde.

Die Entfernung des abnorm verlängerten Schnabels geschah mittelst einer feinen Laubsäge, die für derartige Operationen einem Messer, einer Scheere oder Zange vorzuziehen ist, da sie nur eine leichte Erschütterung aber keine heftige Prellung verursacht.
Schmidt

Einiges über unsere Eidechsen. *Lacerta agilis* hielt ich verschiedene Male in dem in Nr. 1 d. J. beschriebenen Kasten, wo sie sehr zahm wurden, Würmer, Fliegen und Raupen (auch die Kohlraupe, *Pieris brassicae*) aus der Hand nahmen und theilweise gut überwinterten. Als Versteck diente ihnen die trockene Grotte unter dem Wassergefäss, in die im Winter etwas Moos gebracht wurde. Ein Versuch, ganz junge Eidechsen, die ich im Freien gefangen hatte, zu den Laubfröschen zu setzen, schlug fehl, da letztere die Eidechsen verschlangen (der zuckende Schwanz ragte noch lange aus dem Maule hervor). Eine trüchtige Eidechse, die ich aus dem Walde mitbrachte und allein in dem Kasten hielt, blieb mehrere Tage versteckt, bis auf einmal drei Junge zum Vorschein kamen. Das Nachsuchen nach Spuren der Eier war völlig vergeblich. Die alte Eidechse wurde daraufhin munterer und nahm Speise und Trank an. Bei dem Trinken stellte sie sich mit den Vorderfüssen auf den Rand des kleinen Bassins, lappte das Wasser mit der Zunge ein wie ein Hund und leckte sich in derselben Stellung die Schnauze rundum rein, so weit sie mit der Zunge reichen konnte. Die in dem Behälter geborenen Jungen frassen anfangs kleine Fliegen und Würmchen, bald aber fing sie an, matt zu werden, nahmen keine Speise und gingen augenscheinlich zurück. Trinken sah ich sie nie. Als an einem hübschen Spätherbsttage die Sonne heiss in den Behälter schien und die Pflanzen darin welk die Blätter hingen, obgleich der Boden noch Feuchtigkeit hatte, tauchte ich die Finger in das Wasser des Kastens und spritzte dieses über die Gewächse. Kaum blinkten einige Tropfen auf den Blättern der Vogelmiere, als die jungen Eidechsen darauf losstürzten und sie begierig ableckten. Jetzt wurde mir auf einmal klar, was den Thierchen ge-

fehlt hatte; sie wussten trotz des Wassers, das sie immer vor sich hatten, an dem sie selbst ihre Mutter trinken sahen, ihren Durst nicht zu stillen, und es scheint daraus hervorzugehen, dass die Eidechsen, die ja gerne an trockenen Waldrändern und Feldrainen leben, von Natur aus auf den Thau angewiesen sind. Das tägliche Bespritzen der Pflanzen mit Wasser brachte den jungen Eidechsen, die jedesmal davon genossen, bald grössere Munterkeit, doch gingen sie sämmtlich gegen Ende des Winters, wahrscheinlich in Folge der vorher eingetretenen Entkräftung zu Grunde.

Von *Lacerta viridis* erhielt ich im Anfange des Sommers 1861 ein hübsches Pärchen aus Passau. Die Thiere frassen aber nichts, schienen auch nicht zu trinken und starben nach wenigen Monaten. Sie waren übrigens nicht in dem erwähnten Behälter, den ich um diese Zeit nicht mehr besass, sondern in einer grossen Kiste, die in der Weise eingerichtet war, wie es Prof. Dr. Bruch auf Seite 127, Jahrgang V d. Z. angibt.

Ueber die Mauer-Eidechse (*Lacerta muralis*) berichtet uns Prof. Dr. Welcke r im Juniheft dieses Jahres, dass die von ihm vorgenommene Versetzung derselben nach Giessen nicht gelungen sei und dass daran nach seiner Meinung vielleicht die Bodenbeschaffenheit Schuld sein könne. Ich möchte das Nichtfortkommen des Thieres eher klimatischen oder Nahrungsverhältnissen zuschreiben als der Bodenbeschaffenheit, denn erstens ist der Verbreitungsbezirk der Mauer-Eidechse ein sehr grosser, ganz Südeuropa nämlich bis Süddeutschland, und dabei ist sie nach allen Berichten nicht an das Gestein gebunden. So kommt sie nach Tschudi (Thierleben der Alpenwelt) besonders häufig im Jura vor, wo sie bis 3800 Fuss über dem Meere steigt; Gistel fing sie häufig bei Bern am Aarzielbiran in Mauerlöchern und in Gastein unter Steinhaufen, und nach den englischen und französischen Katalogen der Museen wird sie aus allen Gegenden Südeuropas stammend angegeben, ohne dass dabei auch nur einmal der Bodenverhältnisse gedacht würde. Dann kann ich selbst das Vorkommen der Mauer-Eidechse in der Grauwackenformation bestätigen. Kaup (das Thierreich in seinen Hauptformen) gibt zwar als den nördlichsten Punkt des Vorkommens der *L. muralis* in Deutschland Heidelberg an, doch kommt sie um einen ganzen Grad weiter nördlich, im Rhein- und Moselthale bis Coblenz noch häufig vor. Immer aber findet sie sich nie auf oder an den Höhen, sondern in der Sohle des Thales in den Löchern der nicht mit Mörtel versehenen Weinbergs- und Ufermauern und zwar immer nur an solchen Stellen, die der Mittagssonne ausgesetzt sind. Das Thierchen scheint während seines Sommerlebens der Wärme sehr zu bedürfen, denn niemals bin ich demselben an anderen als gerade von der Sonne stark beschienenen Orten begegnet. Bei St. Goar auf dem linken Rheinufer fing ich sie häufig; sie liebt dort vorzugsweise die senkrechten Mauern, in die die Landstrasse nach dem Rheine zu abfällt, sowie besonders auch das Geländer, das die Strasse nach dem Strome hin abschliesst. In den Ritzen der Balken, wo diese zusammenstossend auf den Tragsteinen liegen, ist sie, so lange die Sonne darauf scheint, versteckt, und bei dem Fangen muss man sich so stellen, dass das aufgeschreckte Thier über die Strasse hin entfliehen muss, denn mit der grössten Schnelligkeit verschwindet es sonst in den Ritzen der senkrechten Ufermauer. Zwischen Coblenz und Winnigen traf ich dieselbe Eidechse häufig in der Nähe der Mosel in den Weinbergsmauern, wo ich ein Exemplar (auch eine *Coronella laevis*) fing. Auf meiner Wanderung die Mosel aufwärts achtete ich nicht weiter auf ihr Vorkommen, da es mir um das Thierleben des Flusses selbst

zu thun war und die Weinberge sich meistens in einiger Entfernung davon hinziehen. Doch zweifle ich nicht daran, dass sie auch an anderen Gegenden der Mosel vorkommt, und es ist vielleicht nicht unwahrscheinlich, dass sie sich gerade durch das Flussthal der Mosel aus Frankreich bis an den Rhein verbreitet hat. (Wenn dem so ist, dann wirft sich die Frage auf, kommt sie in jenen Gegenden auch auf dem rechten Rheinufer vor? Sie kam mir dort noch nicht zu Gesicht, doch gestehe ich gerne, dass ich bis jetzt nicht besonders darauf geachtet habe.) Auf der ganzen Strecke von St. Goar bis Winnigen findet sich nun dieselbe Gebirgsbildung, nicht etwa bunter Sandstein und Granit, sondern Thonschiefer. Es ist also wohl weniger das Gestein an sich als einestheils dessen Verwendung zu losen Mauern, sowie gewiss anderentheils auch die starke Sonnenglut an diesen Orten, die das Fortkommen von *Lacerta muralis* bedingen. Da mir die örtlichen Verhältnisse von Giessen nicht bekannt sind, so wäre es wohl wünschenswerth, wenn Kenner der verschiedenen Standorte des Thieres in Rücksicht auf diese Punkte Vergleiche anstellten. N.

Literatur.

„Forstliche Blätter, Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen. Herausgegeben von J. Th. Grunert, Oberforstmeister, Director der k. preuss. höheren Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde. Zwölftes Heft. Berlin 1866.“

Das zwölfte Heft der „Forstlichen Blätter“ enthält eine Reihe werthvoller und anziehender Aufsätze. Unter dem rein forstlichen Theil derselben erwähnen wir nur eine aus eigener Anschauung hervorgegangene Schilderung des Karstes westlich von Triest, jenes ca. 20 Quadratmeilen grossen wüsten Gebirges, das vor Jahrhunderten aus seinen prächtigen Eichenwäldungen den Römern und besonders den Venetianern die Stämme zum Schiffs- und Häuserbau lieferte, jetzt aber eine öde Steinfläche ist, die bald von dem heissen Sirocco Afrikas bald von der kalten Bora aus den Alpen heimgesucht wird. Der Verfasser, Oberforstmeister von Pannowitz, legt im Anschluss an diese Schilderung seine Ansichten in Betreff der Anpflanzung dieses Steinmeeres dar. — Forstdirector Jäger in Laasphe spricht über die Bewaldungsversuche eines ähnlichen Landstriches, des hohen Venns in der Eifel.

Von grösserem Interesse noch für uns sind die an jene Aufsätze sich anschliessenden zoologischen Mittheilungen. Zunächst gibt Forstmeister Schultz zu Gumbinnen Nachricht über „die Verbreitung des Damwildes in der Provinz Preussen,“ die er selbst wesentlich hat unterstützen helfen. Kurfürst Friedrich Wilhelm der Grosse hatte um die Mitte des 17. Jahrhunderts das Damwild in der Mark Brandenburg einführen lassen. 1664 liess der Burgs- und Reichsgraf Ernst v. Dönhoff den noch heute bei Schloss Dönhoffstadt, Regierungsbezirk Königsberg, bestehenden Thiergarten anlegen und „darin viel Wild ansetzen.“ Der gegenwärtige Winterstand darin beträgt 80–100 Stücke. Den ersten Versuch, das Damwild in's Freie zu verpflanzen, machte 1831 Graf v. Schlieben auf Sandtten (Kreis Wehlau). Das Wild, das gut gedieh und sich vermehrte, wurde aber in Folge der Jagdgesetze von 1848 und 1850, sowie der bald darnach eingetretenen Insekten-Kalamität in Preussen versprengt und meistentheils getödtet. Ca. 20 Stücke sollen davon noch übrig sein. — 1846 liess Frau Frein v. Rom-